



## Vorwort:

Der Verfasser war Singalumne der ersten Stunde (1949). Er lebte seit 1949 bis zu seinem Tod Ende 2014 (mit 8 Jahren Unterbrechung) in Laubach. Auch sein Sohn war Singalumne (extern). Lange Jahre gehörte er als Schatzmeister dem Freundeskreis ehemaliger Singalumnen der Laubacher Kantorei an, der die Verbindung Ehemaliger untereinander hält und fördert.

## Erinnerungen eines (Sängerknaben) Singalumnen

... erinnert von Gunther Pfeiffer („Johnny“) und veröffentlicht in Nr. 17 der Laubacher Hefte:  
„450 Jahre Laubacher Schulen“ sowie ergänzt um Bilder von Präfektentagen ...

Um 12:30 Uhr kommt der Zug in Laubach pünktlich an, der mich nach zweimaligem Umsteigen von Kirchhain am 26.04.49 nach Laubach brachte, bewaffnet mit Rucksack, Schultasche und Vulkanfiberkoffer. Drei Jungen, etwa in meinem Alter, erkennen mich sofort als „Neuen“ und fragen, „willst Du ins Schloß zum Singalumnat?“ Ja, das will ich! Man reicht mir die Hand und stellt sich vor, Bitzi, Pucki und Eckhardt. Gepäck auf den Handleiterwagen und ab zum Schloss, denn um 13:00 Uhr gibt's Essen. Gepäck im Flur abgelegt, Hände waschen und zum Essraum. Dort werde ich von Frau und Herrn Wieber freundlich begrüßt, den bereits anwesenden Jungen vorgestellt. Es gibt Eintopf, der mir gut schmeckt. Nach dem Essen bringen mich meine Zimmergenossen zum Schlafraum 2 (Heinrich Schütz - Zimmer) im 4. Stockwerk.

Noch sind wir erst zu viert im Schlafraum, ein oder zwei werden noch erwartet, also kann ich mir von den drei freien Betten eines aussuchen. So auch den Spind (wie beim Militär) um meine Sachen einzuräumen. Anschließend erkunden wir vier, unter Führung von Bitzi, die anderen Schlafräume in der vierten Etage. Ein Stock tiefer, liegt genau unter unserem Schlafraum das Schlafzimmer des Alumnatsleiters Adolf Wieber. Auf derselben Etage gibt es noch zwei Räume, in denen Frau Sieber, unsere Stimmbildnerin, mit ihren beiden kleinen Töchtern wohnt. Ich wunderte mich, dass Bitzi sich so gut im Haus auskannte, das klärte sich aber schnell auf, denn er war praktisch „Hausherr“, d.h. der Sohn von Graf Georg Friedrich zu Solms-Laubach. Für mich etwas völlig Neues. Bisher war mir noch kein echter Graf über den Weg gelaufen. Unter einem Grafensohn hatte ich mir etwas ganz anders vorgestellt, jedenfalls keinen so natürlichen, unkomplizierten und freundlichen Jungen.

Ein Stock tiefer, im Zwischengeschoß, befindet sich der Schuhputzraum mit Fenstern zum Hof und kleinen Schiebefenstern mit Blick von oben in den Festsaal des Schlosses. Hinter dem Schuhputzraum ist der Waschraum mit drei großen, langen, emaillierten, weißen Becken, über denen Wasserhähne angebracht waren. Selbstverständlich nur Kaltwasser.

Ein Stockwerk darunter ein großer weiter Flur mit dem verschlossenen Eingang zum Festsaal. Rechts der Abgang ins Parterre, geradeaus in den Arbeitsraum 1 mit großen Fenstern zum Schlosshof, drei Arbeitstischen, zwei Schränken und einem großen weißen Kachelofen. Vom Raum 1 führt eine Türe in das Büro unseres Alumnatsleiters und die zweite in den größten, den gelben Saal, Raum 2 genannt. Dieser diente sowohl als Arbeitsraum wie als Chorraum (Probenraum); er hatte ebenfalls große hohe Fenster zum Schlosspark, dem Obergarten, der nur der gräflichen Familie zur

Verfügung stand. Im Raum 2 standen ein riesig großer gelber Kachelofen, ein großer schwarzer Flügel in der Mitte, links und rechts davon Holzocker für die Chorproben, dazu mehrere Arbeitstische. Auch vom Raum 2 führte eine Türe zum Büro des Alumnatsleiters, die zweite in den roten Saal, für uns Raum 3 benannt. Raum 3 war der Spielraum, hatte die Tiefe des ganzen Hauses mit Fenstern zum Park und zum Schlosshof, sowie eine Tür zum Türmchen, durch welches man nach unten auf den Schlosshof gelangen konnte.

Warum die ausführliche Beschreibung der gesamten Alumnatsräume? Sie waren für sieben Jahre mein zweites Zuhause. Im Untergeschoß (der heutigen Schlossküche) war die Alumnatsküche, die Spülküche und der Essraum. Im großen Flur vor der Küche durften Fahrräder, falls vorhanden, abgestellt werden. Der sich anschließende kleine Raum vor dem Treppenaufgang zum ersten Geschoß diente als Garderobe für Mäntel und Mützen.

Inzwischen war bereits Kaffee - Zeit. Der schmale Flur, der zum Essraum führte, hatte zwei Fenster zur Küche. Eins davon stand auf und man konnte sich mit Marmeladenbrot bedienen. Dunkles Roggenbrot mit roter Marmelade, (ohne Butter oder Margarine versteht sich), dazu schwarzen Kaffee. (vermutlich „Lindes“ mit den blauen Punkten, falls es den schon gab). Marmeladenbrot mochte ich, obwohl dieser rote Aufstrich einer Fruchtart nicht zuzuordnen war, Hauptsache er war rot und schmeckte süß.

Um 17:00 Uhr war ein erstes Singen im Probensaal angesetzt. Wir sangen einstimmig gemeinsam (14 Schüler) verschiedene Choräle, bevor uns A. Wieber in vier Gruppen einteilte. Zwei Knabenstimmen, Sopran und Alt, sowie zwei Männerstimmen, Tenor und Bass. Wieber hatte beim Singen der Choräle und auf Grund seiner Aufzeichnungen während der Aufnahmeprüfung bereits die Tonhöhen der einzelnen Stimmen erkannt. Ich landete mit meinem Stimmbruch – Beginn vorerst im Alt. Nach der kurzen Probe gab es weitere Informationen über den zukünftigen Tagesablauf im Alumnat. Die Plätze an den Arbeitstischen wurden verteilt und jedem wurden drei übereinander liegende Fächer (ca. 35 cm breit) in einem der ca. 80 cm hohen Regale zugeteilt. Diese standen rundherum an den Wänden; gedacht für Schulbücher und anderen täglichen Bedarf, damit man nicht jedesmal in den vierten Stock zum Spind in den Schlafrum laufen musste. Die ganze Einrichtung war sehr spartanisch, doch für uns Jungen der Kriegs- und Nachkriegs – Generation gut zu akzeptieren, denn in dieser Zeit kamen viele von uns aus äußerst beengten häuslichen Verhältnissen. Der Alumnatspreis mit voller Verpflegung betrug DM 100,- (ein Jahr nach der Währungsreform)!

Der Tagesablauf: Wecken 6:20Uhr; Kaffee: 6:45 Uhr; 7:00 Uhr Abmarsch zur Schule; 7:10 Uhr Schulbeginn. Unterrichtsende spätestens 12:15 Uhr; Mittagessen 12:45 Uhr. Danach Betten machen und um 13:30 Uhr Arbeitsstunde, Schulaufgaben machen. Die Freizeit begann, sobald man seine Schulaufgaben erledigt hatte. Um 16:00 Uhr Kaffee und um 17:30 Uhr erste Probe. Meist erst Einzelstimmprobe und ab 18:00 Uhr Gesamtprobe bis 18:30 Uhr. Danach Freizeit bis zum Abendessen um 19:00 Uhr. Um 19:30 Uhr wieder eine Gesamtprobe, meist nur 30 Minuten. Im Anschluss das Abendgebet (Luthers Abendsegen), danach gingen die Jüngsten zum Waschen, Zähneputzen und ab ins Bett. Die Älteren folgten entsprechend dem Alter in weiteren Gruppen. Um 22:00 Uhr hatte die letzte Gruppe den Weg nach oben anzutreten.

An diesem ersten Abend machte uns Adolf Wieber mit seinen Plänen für den Neuaufbau unseres Chores bekannt. Wieber hatte seine Zelte in Wittenberg (Ostzone) abgebrochen, war dem Ruf der

Kirchenleitung in Hessen und Nassau gefolgt, um hier in Westdeutschland einen Chor nach dem Muster des Dresdner Kreuzchores und der Leipziger Thomaner aufzubauen. Nach dem Vorbild der großen Kantoreitradition sollte auch bei uns ein gleichermaßen hierarchisches System, das Präfektenwesen, entstehen. Es gab einen Chor-Präfekten und Chor-Adjunkten sowie einen Ordnungs-Präfekten und -Adjunkten. Der Chor - Präfekt (wörtlich: Vorgesetzter) hatte den Chorleiter zu vertreten, Chorproben und Einzelstimmproben zu halten; der Chor - Adjunkt (wörtlich: Amtsgehilfe) half ihm dabei. Das gleiche Prinzip galt für den Ordnungs-Präfekten und Ordnungs-Adjunkten, die den Alumnern praktische Hilfen gaben, ihnen zur Seite standen und sich um die Einhaltung der Hausordnung kümmerten. Die Präfekten waren meist Primaner, die Adjunkten mindestens Schüler der Oberstufe. Diese wurden vom Chor- und Alumnatsleiter (Adolf Wieber in einer Person) ernannt. Voraussetzung hierfür waren gute schulische Leistungen und vorbildliches Verhalten im Alumnat. Der Chorpräfekt und sein Adjunkt mussten zusätzlich ganz besondere musikalische Voraussetzungen erfüllen, dazu auch einen Kurs im Dirigieren erfolgreich abgeschlossen haben. Den Anweisungen von Präfekten und Adjunkten hatten die Alumnern zu folgen. Dieses Selbsterziehungsprinzip sollte sich als äußerst fruchtbar erweisen, denn im Alumnat gab es außer Herrn und Frau Wieber weder Erzieher noch andere Aufsichtspersonen. Bei unserem kleinen „Haufen“ (14 Jungen) reichten zunächst ein Präfekt und ein Adjunkt. Diese Ämter übernahmen Jürg und Hans Wieber, die Ältesten im Chor.

Wir hatten das System recht schnell begriffen und akzeptiert; wahrscheinlich auch, weil es für uns alle etwas ganz Neues war und wir einfach gerne singen wollten. Am 02.05.49, dem ersten Sonntag nach Eröffnung des Alumnates, sangen wir a capella einstimmig das Lied: Wie lieblich ist der Maien. Unser erster öffentlicher Auftritt, Adolf Wieber als Organist an der Orgel. Genau auf den Tag, 55 Jahre danach, sangen wir in diesem Jahr ebenfalls a capella einstimmig mit unserem Alt-Herren-Chor noch einmal dieses wundervolle Lied.

In der kirchlichen Paul – Gerhardt - Schule fanden wir uns schnell zurecht. In meiner Klasse waren wir drei Singalumnern bei einer Klassenstärke von 20 Schülerinnen und Schülern. Es war eine kleine, sehr übersichtliche Schule mit freundlichen Lehrern und einem sehr verständnisvollen Direktor, Dr. Philipp Krämer. Die meisten von uns kamen aus Mammut - Gymnasien, die wir von zu Hause nur mit großem Aufwand als Fahrschüler, Radfahrer oder nach langen Fußmärschen erreichten konnten. Laubach war also ein großer positiver Schritt nach vorne, auch für mich. Dazu waren die Klassenstärken mit maximal 25 Schülern einfach ideal. Das machte sich in den schulischen Leistungen positiv bemerkbar. Ohne uns schmeicheln zu wollen, gehörten die Singalumnern **der ersten Stunde** mit zu den Besten in ihren Klassen.

Der Chor wuchs! Fast jeden Monat kamen ein oder zwei „Neue“ hinzu, denn um vierstimmig singen zu können, sollte jede Stimme bei den Knaben vierfach und bei den Männern zwei- bis dreifach besetzt sein. Unser Alumnat war im Nassauer –Bau untergebracht, in dem heute, nach großen Renovierungs- und Modernisierungsarbeiten, die gräfliche Familie wohnt. Die großen, hellen, hohen Räume hatten viele Fenster zum Schlosshof, und so waren wir Neugierigen in der Lage, alles, was sich auf dem Schlosshof in Richtung Alumnatseingang bewegte, zu registrieren. So auch neue Bewerber für den Chor; schnell bezogen wir „Stellung“. Aufnahmeprüfungen fanden im Alumnatsleiterbüro statt, das lag zwischen den Räumen 1 und 2. „Lange Ohren“ vor den Türen, wenn der Bewerber sein gesangliches Können von sich gab. Nach relativ kurzer Zeit konnten wir Lauscher vor der Tür die Leistungen, ob oder ob nicht, schon ziemlich sicher beurteilen. Alle Neuen wurden genau beäugt und meist nach kurzer Zeit bereits mit einem Spitznamen versehen. Nur ganz wenige Alumnern

schaften ohne einen solchen den Weg durchs Alumnat. Ein „Neuer“ hatte seinen Spitznamen schon vor seinem Eintritt fest. Es sang den Schlager: Ach Egon Egon Egon. Das war's dann, er hieß für immer Egon. Meine Aufnahmeprüfung gestaltet sich folgendermaßen. Wieber: „Hast Du schon einmal in einem Chor gesungen?“ Ich: „Ja in Marburg bei **Herrn Laubach**.“ Wieber: „Na, dann wirst Du **in Laubach** sicher auch gut singen können.“ Schon war das Eis gebrochen und ich sang: „Alle Vögel sind schon da.“ Wieber spielte zunächst mit und dann etwas ganz anderes. Ich schwieg! Er: „Sing nur weiter alle Vögel“; also sang ich weiter alle Vögel und er klimperte wieder was ganz anderes. Nun brach er ab und ließ mich Töne nachsingen, die er auf dem Klavier vorgab. Da ich wegen meiner Stimmbruch - Stimme nicht hoch genug kam, sang ich einfach eine Oktave tiefer. Das gefiel ihm und er lobte mich. Nun hatte ich Oberwasser und war sicher, bestanden zu haben. Doch es kam noch eine Prüfung, die rhythmische. Wieber klopfte völlig ungewöhnliche Takte, schnelle und langsame. Ich gab mir viel Mühe das komische Geklapper zu kopieren und hatte wohl Glück dabei, jedenfalls kam von ihm: „Dich können wir hier gut gebrauchen“. Da sich auch mein Vater und Wieber (gleicher Jahrgang) auf Anhieb gut verstanden, unterstützte er mich, ins Singalumnat zu gehen.

Ich erinnere mich noch genau an Papas letzten Worte vor meiner ersten Abreise nach Laubach. Du wirst dort bei Wieber gut aufgehoben sein und sicher Freunde fürs Leben finden. Wie Recht er hatte, die Freundschaften aus dieser Zeit sind die ehrlichsten, beständigsten und verlässlichsten geworden.

Der Chor wurde größer, wir sangen jeden Sonntag im Gottesdienst mittlerweile zwei- drei - und sogar vierstimmig, meist a capella, aber auch mit Wiebers Orgelbegleitung. Einmal im Monat war Heimfahrtsonntag, aber nur für die, welche in der näheren Umgebung wohnten. Da sich die Unterrichtszeiten der Schule den An- und Abfahrtszeiten der Züge anpassten, war es für uns Singalumnen leicht, Samstags bereits um 12:30 Uhr mit dem Zug nach Hause abzusichen, um am Sonntag Abend spätestens um 21:00 Uhr wieder in Laubach zu landen. Eltern mit Autos gab es praktisch nicht, vielleicht mit einer, höchstens zwei Ausnahmen.

Im Herbst 49 sangen wir die ersten Konzerte in umliegende Dorfgemeinden, bei voll besetzten Kirchen. Unser Auftrag der Kirchenleitung: Das Wort Gottes musikalisch zu verkünden unter dem Motto „Soli Deo Gloria“. Die Konzerte vor Publikum mit nicht allzu hohen musikalischen Ansprüchen machte uns viel Freude und sicherer im Auftreten. In den Pausen improvisierte Adolf Wieber auf zum Teil recht alten Orgeln. Die Zuhörer waren oft überrascht, welche Töne er den Instrumenten entlockte. Die Konzerte hatten aber auch einen sehr praktischen Nährwert. Wir waren zu den Mahlzeiten Gäste in den Bauersfamilien. Hier konnten wir uns mal richtig satt essen, denn die Alumnatskost war doch sehr einfach und weniger kalorienreich. Wir waren jung und hatten immer Hunger. Manch einer war das reichhaltige Essen nicht gewöhnt. Die Gondelai auf kurvenreichen Vogelsbergstraßen mit dem Bus ließ den Magen auf der Heimfahrt dann den Rückwärtsgang einschalten und der Vordermann wurde unsanft geduscht. „Spucker“ wurden später möglichst rechtzeitig mit Kotztüten versehen, um das Bröckchenlachen besser zu kanalisieren. Die Vogelsbergfahrten brachten noch andere, lustigere Dinge zu Tage. Ein Bub aus Hannover, dort spricht man ja angeblich das beste Hochdeutsch, war bei einer Bauersfamilie zu Gast, die wirklich nur breites „Vogelsberger Platt“ sprachen. Eine große Unterhaltung kam daher nicht zustande. Der Bauer berichtete dem Pfarrer: däi hu ahn debei, der is näit richtig im Kopp! Der Pfarrer fragte Herrn Wieber vor dem Konzert, habt ihr einen Jungen dabei, der nicht so ganz richtig im Kopf ist? Wieso? Der Bauer, bei dem er einquartiert war, hat ihn gefragt, wie alt er sei; darauf hätte er zur Antwort gegeben: Ja. Erneut die gleiche Frage etwas



lauter: wäi al bäste do? Die Antwort: Nein. Nachdem auf zwei weitere Fragen wieder nur ja oder nein zur Antwort kamen, stellte man die Unterhaltung ein.

Was war passiert? Christoph hatte nicht ein Wort verstanden, was ihn die Leute fragten, und antwortete nach dem jeweiligen Gesichtsausdruck des Fragenden mal mit ja oder auch mit nein. Dieser Panne wurde für die Zukunft so abgeholfen: Christoph kam nur noch in Doppelquartiere, zusammen mit einem anderen Jungen, der Vogelsberger Platt verstand. Schließlich waren wir alle helle im Kopf.

Ein herausragendes Erlebnis war die Silberhochzeit des Hausherrn Georg Friedrich zu Solms Laubach. Schon Wochen vorher wurde für unseren Auftritt geprobt und wir alle waren sehr gespannt und neugierig auf dieses Ereignis. Unser Gesang klappte gut, wir wurden dafür gelobt und mit einer Sondermahlzeit belohnt. Am Abend war für uns der Flur vor dem Festsaal gesperrt um die „Durch“- und „Erlauchten“ Gäste nicht zu stören. Auch der Schuhputzraum sollte nicht betreten werden. Die kleinen Schiebefenster waren zwar verhängt, doch nicht korrekt, so daß ein paar Singalumnen heimlich die Festtafel bewundern konnten. Diener in Gala-Livree servierten auf silbernen Tablett köstliche Sachen. So etwas hatten wir bisher nur im Kino gesehen, hier waren wir in gehörigem Abstand fast live dabei. Ein Erlebnis, das ich wohl nie vergessen werde. Den Festsaal haben wir später noch öfter bewundern dürfen und zwar weihnachtlich geschmückt, mit einem riesigen Weihnachtsbaum, jeweils, wenn wir aus den Weihnachtsferien zurückkamen.

Stichwort Weihnachten. In der Vorweihnachtszeit waren wir wieder unterwegs mit adventlicher Chormusik. Das erste Mal auch in einer Stadt, Homberg a.d. Ohm. Homberg war von Kirchhain, wo meine Familie lebte, mit dem Zug leicht zu erreichen. Ich war ganz stolz und nervös zugleich, denn meine Eltern und Geschwister waren durchaus Kenner geistlicher Musik. Ein Hirtenlied begann mit einem Solotenor, Text: „Als ich bei meinen Schafen wacht, ein Engel mir die Botschaft bracht“, dann erst setzte der Chor ein. Dieses Solo sollte und vor allem wollte der 15-jährige Crash (sein Spitzname) singen. Ich stand rechts vom „Solisten“, Hans Wieber links neben ihm. Der Ton war gegeben, da kriegt Hans einen Stoß in die Rippen mit der halblauten flehentlichen Bitte des Solisten: „Hans, sing du!“ Hans hatte seinen Spitznamen „Langer“ nicht umsonst, hob den Kopf und knallte hinten an die zu niedrige Empore. Trotzdem begann er zu singen und Adolf Wieber schien sichtlich irritiert über den Solistenwechsel. Das Konzert war ein Erfolg, vielleicht gerade deswegen. Es hatte bewiesen, dass wir durchaus in der Lage waren, gekonnt zu improvisieren und der Gemeinde war es nicht einmal aufgefallen. Auch meine Familie war begeistert von unserem Gesang, besonders von den wunderschönen hellen Knabenstimmen. Eine ältere Dame, die am Nachmittag zwei der jüngsten Buben zu Gast hatte, schwärmte von „Stimmen wie Engelchen“.

Apropos Engelstimmen. Hier machte sich inzwischen die Arbeit unserer Stimmbildnerin, Frau Annelotte Sieber, bemerkbar. Frau Sieber, Tochter von Herrn Wieber, in Detmold ausgebildete Altistin, erteilte allen Alumnen Stimmbildung. Diese fand in der Wohnung von Frau Sieber statt (3. Obergeschoß), denn wegen der ständigen Unruhe waren die Arbeitsräume einfach nicht geeignet. Atemtechnik, der Gebrauch des Zwerchfells, den Ton nicht aus dem Bauch, sondern aus dem Kopf kommen lassen, Intervall – Training, Tonansatz und vieles andere mehr. Besonders lustig wurde es, wenn sie kontrollierte, ob wir mit dem Zwerchfell richtig abstützen. Die meisten waren sehr kitzelig und so war diese Kontrolle überwiegend ein Lacherfolg. Noch brisanter wurde es, wenn wir bei ihr fühlen mussten, wie man die Töne richtig mit dem Zwerchfell abstützt; da wurden viele ganz schön

verlegen, aber wir gewöhnten uns an ihre Methoden, denn sie brachte uns wirklich viel bei, man hörte es einfach am Chorklang. Die Reisen in die Vogelsbergdörfer wurden weniger, weil mittlerweile mehr und mehr Anfragen von städtischen Gemeinden kamen. Dadurch interessierte sich die Presse für uns und wir sammelten Kritiken, die überwiegend positiv ausfielen. Wir lernten mit der Zeit auch Kritiken besser und richtiger zu beurteilen; dazu ein besonders lustiges Beispiel. Im Jahr 1952 hatte der Dresdner Kreuzchor eine Tournee durch Westdeutschland geplant; man verweigerte ihm jedoch plötzlich die Ausreise. Es war bereits plakatiert und die Konzerte konnten so kurzfristig nicht mehr abgesagt werden. Man trat an uns heran, zwei bis drei Konzerte zu übernehmen. Wieber sagte für nur ein Konzert in Bad Kreuznach zu, wegen eigener Verpflichtungen. Wir sangen ein anderes Programm als das der Kreuzianer und lasen am nächsten Tag eine schwärmerische Kritik über das unvergessene Konzert des Dresdner Kreuzchores. Pech, wenn man seine Kritiken zu früh schreibt!

In Laubach gab es noch den Schlosschor, ein gemischter vierstimmiger Chor mit Frauen und Männerstimmen. Die Proben fanden zusammen mit uns im Chorsaal (Raum 2) statt. In diesem Chor sangen Schülerinnen und Schüler, sowie Lehrer der Paul – Gerhardt - Schule, aber auch Laubacher Bürgerinnen und Bürger mit. Die prominenteste Sängerin war Ihre Durchlaucht, Gräfin Johanna zu Solms-Laubach, die Gemahlin des Hausherrn. Es wurden z.B. Schützmotetten geprobt, ein Repertoire, das wir Singalumni vom Stimmvolumen her alleine noch nicht bewältigen konnten. Unser erster unvergessener Auftritt mit dem Schlosschor war in Lauterbach, einer großen Kirche mit zwei Emporen; es wurde ein großer Erfolg. Ein Jahr später waren wir bereits in der Lage die ersten drei Kantaten des Weihnachtsoratoriums von J.S. Bach in unserer Laubacher Stadtkirche aufzuführen.

Inzwischen war der Chor der Singalumni bereits auf über dreißig Jungen angewachsen. In den Schlafräumen wurde es eng. Die einfachen Drahtgestellbetten wurden durch Doppelbetten (übereinander) ersetzt, und unsere Köchin, die im Raum neben uns schlief, wurde nach unten umgesiedelt; bedauerlich für uns. Wir hatten unsere Detektoren zum Radiohören heimlich an ihre Zimmerantenne angeschlossen und dadurch einen prima Empfang. Wenn die liebe Frau allerdings Musik hörte, die wir nicht mochten, konnten wir ihren Empfang mit unserem Detektor so drosseln, dass sie ihr Radio wieder wesentlich lauter stellen musste. War sie dann wieder ins Bett gekrochen, drehten wir ab, ihr Radio brüllte laut; sie also aus dem Bett, um das Gerät wieder leise zu stellen. Wenn wir sie wieder im Bett vermuteten, ging das Spiel von vorne los. Das ging so drei bis viermal, dann drehte sie die Kiste ab. Sie hat es nie heraus bekommen, warum ihr Radio verrückt spielte. Ja wir waren schon ein bisschen „nixnutzig“.

Die Doppelbetten waren für die Neuen nicht ganz ungefährlich, so mancher flog aus dem „ersten Stock“ heraus. Aber die Neuen durchschauten die Tricks der Untermänner bald und freuten sich darauf, weiteren Neulingen gleiches zu tun.

In jedem Raum des Hauses, auch auf Fluren, waren Klingeln montiert. Die wichtigste Aufgabe dieser unbeliebten Geräte war das morgendliche Wecken. Eine noch wichtigere Funktion, ein ganz spezielles Klingelzeichen, bedeutete Feuersalarm. Wenn dieses Signal ertönte, gab's nur eins; alles stehen und liegen lassen und sofort nach unten raus auf den Schloßhof. Nächtlicher Feuersalarm wurde meist tags geprobt und zwar während einer aus besonderem Grund für alle angeordnete Mittagsruhe. Es gab genaue Vorschriften. Sprung aus dem Bett in die Hose, Jacke überziehen und ab nach unten. Wieber stand im Schloßhof mit der Stoppuhr, um uns zu empfangen. Für ihn war wichtig in kürzester Zeit auf dem Hof zu erscheinen, als vernünftig angezogen zu sein. Schlafanzug

wurde notfalls durchaus akzeptiert, wenn die Zeit vom ersten Klingelton bis zum Erreichen des Hofes gut war. Ich kann mich nur an eine wirkliche Nachtübung erinnern. Nach einem anstrengenden Samstagskonzert kamen wir erst gegen 23:00 Uhr im Alumnat an. Es war gegen 24:00 Uhr, als es Alarm läutete. Wieber (Zigarrenraucher) hatte im Treppenhaus Dampf gemacht, dass die Jüngerer echt an Feuer glaubten. Doch es brannte nirgends, nur das Licht auf allen Fluren und die „Stoppuhr“ erwartete uns im untersten Flur an der Ausgangstüre.

Wir empfanden es damals mehr als Schikane, doch muss ich heute zugeben, es war sehr wichtig, denn in späteren Jahren waren über 50 Jungen im Haus. Übrigens, wer nicht rechtzeitig unten erschien, musste das üben, mehrfach, bis vertretbare Zeiten erreicht wurden. Dazu muss ergänzt werden: Präfekten, Adjunkten und alle Oberstufenschüler (Obersekunda, Unter- und Oberprima) hatten den Unterstufenschülern (Septima, Sexta, Quinta und Quarta) behilflich zu sein.

Ja, ja, die morgendliche Klingel haben wir oft verflucht. Nach einem Jahr waren wir bereits über 30 Jungen. Im Waschraum waren nur ca. 12 Waschplätze, und so ging es in Gruppen, jeweils ein Schlafrum geschlossen, zum Waschen. Aus diesem Grund klingelte es mindestens drei- bis viermal, bis die Letzten dort erschienen. In jedem Schlafrum gab es einen Stubenältesten. Dieser hatte spätestens drei Minuten nach dem Klingeln einen Stock tiefer an der Schlafzimmertüre von Wiebers mit folgender Meldung zu klopfen: Johann Sebastian Bach Zimmer aufgestanden und in den Waschraum gegangen. Wenn der Bursche nun noch verschlafen war lautete die Meldung auch: J. S. Bach oder Heinrich Schütz: aufgestanden usw. Bei solchen Meldungen kam Wieber dann oft selbst kontrollieren, ob Bach oder Schütz mit Anhang im Waschraum waren. War das nicht der Fall, so gab es Ordnungsrufe.

Alle Alumnen bekamen mtl. DM 4,-- Taschengeld. Zum Vergleich kostete damals ein Streuselstückchen im Café Göbel DM 0,10. Ein Ordnungsruf bedeutete 0,50 DM Abzug beim Taschengeld. Für eine besonders schwere Verfehlung konnte es sogar einen doppelten Ordnungsruf geben (1,-- DM). Es war also Vorsicht geboten, um das Taschengeld zu erhalten. In besonderen Fällen konnten sogar die Präfekten Ordnungsrufe erteilen, die jedoch bei Herrn Wieber persönlich begründet werden mußten. Wie schon zu Anfang erwähnt, gab es im Hause keine Erzieher, nur eine Aufgabenaufsicht während der Arbeitsstunde von 14-16 Uhr. Hierfür standen pensionierte Studienräte, später auch aktive Lehrer zur Verfügung. Die Herren sorgten für Ruhe, halfen manchmal und achteten darauf, daß nicht abgeschrieben wurde. Ansonsten sollten wir uns untereinander erziehen und die Älteren den Jüngerer ein Vorbild sein. Im Herbst 1949 störte ich durch lautes Schwätzen die Arbeitsstunde. Oberstudiendirektor i.R. Dr. Jochem, der Aufsicht führte, erteile mir eine Verwarnung. Das bedeutete: schriftliche Mitteilung an die Eltern. Wörtliches Zitat: Leider musste Ihrem Sohn Gunther eine Verwarnung ausgesprochen werden. Grund: Laute private Unterhaltung während der Arbeitsstunde und Störung derselben. Mit einer Verwarnung ist der Verlust des Taschengeldes für einen Monat verbunden. Drei Verwarnungen innerhalb eines Vierteljahres führen zu einem Verweis, beim dritten Verweis innerhalb eines Jahres muss das Singalumnat verlassen werden. Darunter eine private Anmerkung von Wieber, die mir von meinen Eltern selbstverständlich vorenthalten wurde: Es ist mir besonders leid, dass ich Ihnen diese „Verwarnung“ zustellen muss, da das Benehmen Ihres Jungen sonst in jeder Weise tadellos ist. In der Nachkriegszeit waren die Oberstufenschüler im Schnitt älter als heute üblich; 21 und 22 Jahre keine Seltenheit. Dieses System der Erziehung untereinander klappte nicht immer, aber im Großen und Ganzen schon. Wir wurden so zu einer eingeschworenen Gemeinschaft, die Singalumnen hielten eisern zusammen, vor allem gegen Angriffe von außen.

Ich vergesse nie; zwei Jungen hatten Freundschaften mit Laubacher Mädels. Das passte den Laubacher Buben gar nicht, und sie drohten die Alumnen zu verprügeln. Es zog eine Horde Jungens auf, um die beiden abzufangen. Sofort war fast das ganze Alumnat auf den Beinen mit allen möglichen Schlaginstrumenten bewaffnet. Gott sei Dank brachte unser Präfekt es fertig, mit dem Anführer der Horde zu sprechen und zu verhandeln. Man einigte sich darauf, dass nur unser Präfekt und der Anführer der Laubacher einen Ringkampf machen sollten. Unter großem Gejohle von beiden Seiten fand der Kampf im Schlosspark statt. Der Kampf endete etwa unentschieden. Von nun an war überwiegend Frieden zwischen den Wieber-Buben (so wurden wir genannt) und der Laubacher „Herrenwelt“. Wir versprachen mit den Mädels kein Gebandel mehr anzufangen, was auch ziemlich befolgt wurde.

Wir selbst wollten bei den Konzerten gerne einheitlich gekleidet auftreten. Bei den Kruzanern und Thomanern hatten wir das gesehen. Im Sommer sangen die Soprane und Altisten in weißen Hemden und Lederhosen. Eine kurze Lederhose hatte fast jeder von uns und die weißen Hemden mussten die Eltern besorgen. Die Männerstimmen sangen zunächst auch in weißen Hemden, aber mit langer, dunkler Hose. Zum Winter hin mussten auch die Knabenstimmen einheitlich dunkle, lange Hosen tragen, und unter die weißen Hemden wurden warme Pullover angezogen. Die Männerstimmen besorgten sich dunkle Sakkos, am besten gleich schwarze Anzüge, dazu silbergraue Krawatten. Nun fehlte nur noch eine Kopfbedeckung. Die Diskussionen darüber brachten die Baskenmütze für alle hervor. Die Konzertkleidung durfte nur zu Konzerten getragen werden. Normalerweise sangen wir an drei Sonntagen im Monat in unserer Kirche, hier war die Konzertkleidung nicht üblich.

Fünfzehn Monate nach Gründung, im Sommer 50, waren wir bereits 30 stolze Choristen. Aus den Sommerferien kam ich erst morgens rechtzeitig zum Schulanfang zurück, da mein Vater krank war. Nach dem Abendessen bat mich Herr Wieber in sein Büro zu kommen. Im Haus wurde es plötzlich ungewöhnlich still. Irgend etwas stimmte nicht. Ich trat ins Büro, Herr Wieber legte seine Hände auf meine Schultern und sagte mit ernster Miene, mein Vater sei heute Nachmittag plötzlich gestorben. Was dann geschah, weiß ich nicht mehr. Nachdem ich mich wieder einigermaßen gefasst hatte, saß ich auf Wiebers Schoß und ich hörte nur: ganz egal was passiert, wenn Du jemanden brauchst, ich bin jederzeit für Dich da. Ich wollte nur noch raus an die frische Luft. Er wollte mir zwei meiner Freunde mitgeben, aber ich wollte alleine sein. Im Schlosspark wurde es bereits dunkel. Ich war todmüde vom Weinen und Umherlaufen. Im Alumnat empfingen mich Wiebers. Dr. Ammon, unser Hausarzt hatte für mich Tabletten hinterlassen, die ich zur Beruhigung bitte nehmen sollte. Am nächsten Morgen durfte ich dann mit dem ersten Zug nach Hause fahren. An diesem Abend habe ich im ganzen Haus nicht einen Mucks gehört, das Haus war totenstille, wie ich später erfuhr, alleine meinerwegen. So konnten sie auch sein, die Singalumnen.

Zurück im Alumnat hatte ich irgendwie ein ganz anderes Gefühl, ein anderes Verhältnis zu allem; das galt auch für die Schule, mit Lehrern und Schülern. Ich hatte das Gefühl älter, vielleicht auch reifer geworden zu sein.

Ein Elternpaar bat mich ihrem Jungen, Quintaner, etwas „unter die Arme zu greifen“, ihm bei den Schulaufgaben zu helfen und zu beaufsichtigen. Dafür gab es pro Stunde 50 Pfennig. Zu damaliger Zeit für mich ein honoriges Entgelt. Ich sprach mit seinen Lehrern, der Grund für seine mäßigen Leistungen war Nervosität, Zappelerei und als Folge Unaufmerksamkeit. Ich setzte mich mit ihm zusammen und wir besprachen in aller Ruhe seine Hausaufgaben. Das Ganze sollte nach seinem Willen



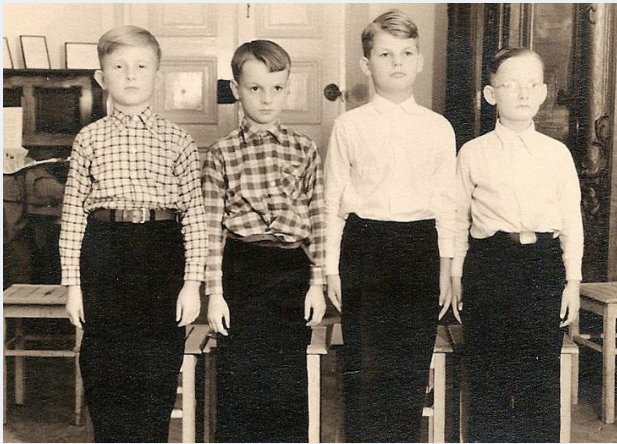
viel schneller gehen, der Grund, er wollte früher mit den anderen spielen. Ich machte ihm klar, dass er draußen nichts versäumen würde. Schon nach drei, vier Tagen wurde er ruhiger und konzentrierter. Die sorgfältige Erledigung seiner Hausaufgaben zeigte in der Schule Wirkung. Ich vermutete seine Nervosität in der Tatsache, dass er vorher vor den Lehrern irgendwie Angst hatte, da seine Hausaufgaben oft unvollständig waren. Meine Aufsicht dauerte nur ca. zwei Monate und seine Leistungen und die Mitarbeit in der Schule wurden gut. Von Zeit zu Zeit kontrollierte ich seine Arbeiten mit positivem Erfolg. Zwischen uns entstand eine viel persönlichere, vertrauensvolle Beziehung. Seitdem fragte er mich nicht nur bei schweren Hausaufgaben, sondern auch bei anderen Entscheidungen, die er zu treffen hatte. Diese Aufgabe machte mich sehr glücklich. Ich hatte nicht nur Erfolg beim Singen, sondern auch mit meiner Hilfe bei diesem Jungen.

Unsere Plakatankündigungen in Städten lief unter der Überschrift „Chor des **Singalumnates**“ der kirchlichen Paul – Gerhardt - Schule in Laubach. Wer konnte sich unter Singalumnat überhaupt etwas vorstellen? In den Dorfgemeinden wurde den Gottesdienstbesuchern erklärt, was hinter der Bezeichnung steckte. Die Stadtbevölkerung, die zu unseren Konzerten kommen sollte und nicht in der Kirche aufgeklärt wurde, konnte mit diesem Wort wenig oder nichts anfangen. Was ein Internat war, wussten die meisten, aber unter einem Alumnat konnte sich die wenigsten etwas vorstellen. (Die alten Laubacher sagen heute noch „Almenat“). Wir wollten nun wenigstens ein Chorbild mit auf dem Plakat haben, was von der Kirchenleitung aus unverständlichen Gründen zunächst abgelehnt wurde. Schließlich gab man nach und die Besuche wurden sprunghaft besser. Dann wollten wir ein „Markenzeichen“ haben. Wir kreierten unser Abzeichen, die Note mit dem Kreuz. Dieses Zeichen wurde auf einem hellblauen Oval mit Silberfaden gestickt und kam an unsere Baskenmützen; wir trugen es voller Stolz. Heute gibt es das Zeichen in Form einer silbernen Anstecknadel für „Alte Herren“ (ehemalige Singalumni, Mitglieder des Freundeskreises).

Ein letzter „Kampf“ in dieser Richtung mit der Kirchenleitung dauerte wesentlich länger. Wir wollten nicht mehr als Singalumnat, sondern als „Laubacher Kantorei“ auftreten. Mit Briefanschriften bewiesen wir, welche „Blüten“ dieser Name hervorbrachte. Wir waren Singalbauamt, Singautomat, Singalmat etc. Auch in den Kritiken wurde der Name oft verdreht, um nicht zu sagen verhunzt wiedergegeben. Irgendwann hat es dann schließlich geklappt und wir durften als „Laubacher Kantorei“ auftreten; endlich ein Name mit Aussagekraft, unter dem wir letztlich im In – und Ausland bekannt wurden.

Neben Chorarbeit und Schule wurden jährlich mindestens drei Feste gefeiert. Das Alumnatsfest im April, der Präfektentag im Herbst und die Advents – bzw. Weihnachtsfeier in der letzten Woche vor Weihnachten. Zum Alumnatsfest kamen Eltern und ehemalige Schüler und Freunde des Hauses. Es gab Spiele für die Kleinen am Nachmittag mit Preisen, ein besonderes Essen und eine Maibowle am Abend, die auch die jüngsten mal probieren durften. Maikraut sammelten wir selbst im Wald, der Wein wurde durch Apfelwein ersetzt und der Sekt durch Sprudel. Der Apfelwein gab der Bowle einen hervorragenden kräftigen Geschmack; ich habe später öfter noch Maibowle nach diesem Rezept angesetzt.

Der Präfektentag war etwas ganz besonderes für unsere Kleinen. An diesem Tag durften sie Präfekten sein. Wir Großen hatten zu gehorchen und das machte den Buben unheimlichen Spaß. Sie wurden in einer feierlichen Zeremonie ernannt. Herr Wieber im



#### PROGRAMM am Präfektentag

Vor dem feierlichen Einzug bittet die Präfektur alle Beteiligten als auch die Zuschauer sich diszipliniert und würdig, der feierlichen Handlung gemäß zu benehmen

- 1) Feierlicher Einzug der drei Präfekten und Adjunkten
- 2) Die Nichtbeteiligten erheben sich
- 3) Verlesung der Absalbungssreden (Latein, Englisch + Französisch)
- 4) Bericht der Einzelnen über den Tag (wird vom Alumnatsleiter abgenommen)
- 5) Ansprache des Alumnatsleiters an die scheidende Präfektur
- 6) Einzelnen vortreten zur Ablegung der Insignien. (Symbole)
- 7) Die Entsalbung wird einzeln vorgenommen (Unter Verlesung lateinischer, französischer, englischer und schwedischer Texte)
- 8) Einzelne Entschlagung mit der üblichen Formel
- 9) Der Trunk der Mannhaftigkeit (Aufklärung durch den ersten Präfekten)
- 10) Die Abschlussrede des Alumnatsleiters

14.12 1955 Präfektentag

#### F O R M E L zum Trunk der Mannhaftigkeit

Präfectum et Adjunktum sunt asinum et mulus.  
Zum Trunk der Mannhaftigkeit: Um 14 Hundert von Mönchen gebraut.

Da die Quadratur des Zirkels, entdeckt in der Zeit der Verrutschung der Gesteinmassen des Vogelsberges durch den Respons die Sinuskurve zu berechnen ermöglichte, war es den Präfektin möglich, durch das Aufbieten ihrer ganzen Körperkräfte und der Distribution, als Persekutioniten die instructive Rebellion durchzuführen. Das ist der wahre Grund der Tiefe, kaum zu erfassende Sinn dieses Trunkes der „Mannhaftigkeit“. Seid ihr euch dieser Würde wohl bewusst und einig mit der Meinung der Euch Vorangegangenen, so setzt an zum Trunke.

Bona Siera

### Präfektentag 1953 und 1954 (unten links neben dem „Alten Herrn“ der Verfasser

Frack mit roter Schärpe und irgendwelcher Orden. Die Buben selbstverständlich in Konzertkleidung mit Krawatte. Es wurden lateinische Fantasetexte verlesen, die überhaupt niemand verstand. Das (oben: Präfektentag 1953) ganze Procedere war unheimlich feierlich und keiner durfte auch nur die Wimpern verziehen oder grinsen, geschweige denn lachen, es hätte sofort Ordnungsrufe gesetzt. Die Knirpse genossen den Tag voll aus, ließen uns antreten zur Sonderprobe, erteilten Sprechverbot in der Arbeitsstunde, ordneten Spindkontrollen in den Schlafräumen und Fachkontrollen in den Arbeitsräumen an, ließen den Schuhputzraum aufräumen etc. etc. etc. Abends, wenn sie abdekoriert wurden, waren sie selbst fix und alle; schwärmten aber noch wochenlang davon.

Zur Weihnachtsfeier waren Graf und Gräfin zu Solms immer dabei, wurden von uns sehnlichst erwartet, denn sie brachten jeweils etwas ganz Besonderes mit. Diese Feierlichkeit fanden grundsätzlich im Probensaal statt. Die Arbeitstische wurden mit weißen Papiertischtüchern gedeckt, weiße und rote brennende Kerzen wechselten sich ab, dazwischen standen große bunte Pappteller mit Plätzchen. Über dem Flügel hing unser großer Adventskranz an roten breiten Bändern, und wir durften an diesem Abend ausnahmsweise schon alle vier Kerzen anzünden. Auch die Fensternischen waren mit Tannengestecken und brennenden Kerzen geschmückt. Nur Kerzenlicht erhellte den Raum, die Stimmung war sehr feierlich und festlich. Wir sangen ein paar Adventslieder aus unserem Adventsprogramm und dann wurde beschert. Für jeden gab es eine Kleinigkeit, manche Buben be-

schenkten sich sogar noch gegenseitig. Die Erwachsenen tranken Glühwein, die Kleinen heißen roten Johannisbeersaft. Die Geschenke des gräflichen Hauses waren von sinnvoller und praktischer Art. Dieses Jahr ein Fußball aus Leder, damals noch eine große Rarität. Die Freundschaft zwischen Graf Georg Friedrich und Adolf Wieber begann in deren gemeinsamer Schulzeit. Im Übrigen hatten wir dem gräflichen Hause auch sonst viel zu verdanken. Die Alumnatsräume stellte man uns kostenlos zur Verfügung, desgleichen die Beheizung, Wasser und Strom, letztere zumindest in den ersten Jahren. Damals hat man uns das nicht verraten, erst viel später, als das Alumnat im eigenen neuen Bau am Ramsberg residierte, erfuhren wir davon.

Apropos Heizung. Im ganzen Haus gab es keine Zentralheizung, sondern nur Kachelöfen oder große runde Gusseisenöfen, die jeweils vom Flur aus bedient wurden. Dies besorgte der gräfliche Hausmeister, der sich auch sonst um derartige Belange im Alumnat kümmerte. Unsere Schlafräume wurden auch in den strengsten Wintern nicht beheizt. Ich kann mich entsinnen, dass eines Morgens in der Präfektur das Wasser in der Waschkanne oben eine dünne Eisschicht hatte. Lediglich im Krankenzimmer wurde die Temperatur mit einem Ofen etwas angehoben.

Die Präfektur lag auf dem Flur der Schlafräume. Möbliert mit zwei Betten, einem Waschtisch mit Wasserkanne, Seifenschale und Waschschüssel, einem Arbeitstisch mit Stehlampe, einer Deckenlampe (eher Funzel) und einem Holzschrank, das war's. Hier schliefen die beiden Präfekten, durften hier auch arbeiten; Betreten war grundsätzlich nur nach Anklopfen erlaubt. Die restliche Einrichtung brachte man sich von zu Hause mit. Spartanisch, aber ausreichend für die damalige Zeit. Ich glaube keiner von uns hatte zu Hause ein eigenes Zimmer. Von daher gesehen war dieses kleine „Doppelzimmer“ schon eine Errungenschaft.

Die Kirchenleitung der EKD in Hessen und Nassau gründete die Kantorei mit dem Auftrag, das gesungene Wort Gottes in Gottesdiensten, aber auch in Konzerten den Menschen darzubringen. Drei Sonntage im Monat sangen wir im Gottesdienst in der Laubacher Stadtkirche, hinzu kamen Einzelkonzerte samstags und sonntags vorwiegend im hessischen Raum. Um diesen Kreis zu erweitern, wurde jeweils im Herbst eine mindestens 16 - tägige Konzertreise unternommen. Anfragen hierzu kamen mittlerweile schon aus ganz Deutschland. Auf diesen Reisen lernten die Alumnen Land und Leute kennen; dazu viele interessante alte und moderne Kirchen. Diese Herbstreise war fast das Wichtigste für uns Alumnen im ganzen Jahr. Man sah sehr viel und lernte sehr viel Neues, Gutes und auch weniger Gutes. Aber die Hauptsache war der Gesang, der nicht nur uns, sondern auch den Zuhörern Freude machte. Wir lernten uns anzupassen, nicht nur beim Singen an die unterschiedliche Akustik in den Gotteshäusern, sondern auch an die Menschen, bei denen wir meist in Privatquartieren untergebracht waren. Vor den Reisen wurden mehrere Stunden Verhaltensmaßregeln geübt, vor allem mussten selbst die jüngsten Knaben lernen, ihren Koffer richtig ein - und auszupacken; für Neun - und Zehnjährige wirklich nicht einfach vor deren erster Reise. Falls Doppelquartiere zu Verfügung standen, wurde ein jüngerer einem älteren Alumnen zugeteilt. Unser Programm auf der ersten Konzertreise war noch relativ klein, 4 - 6 stimmige Motetten und Choräle meist alter Meister wie Schütz, Schein, Scheidt, Palestrina, aber auch Diestler und Pepping. Gefahren wurde mit Bus und Anhänger für unsere Koffer und andere Utensilien, wie Noten, Notenständer etc. Mit einem Hupkonzert und winkenden Alumnen ging es zur Verabschiedung vom Schlosshof durch Laubachs Straßen. Solche Reisen schweißten uns Jungen noch mehr zusammen, als es durch das gemeinsame Leben im Alumnat und die Musik bereits geschehen war.

Welches Glücksgefühl wir nach einem gelungenen Konzert hatten, kann nur der nachempfinden, der je in einem erfolgreichen Chor geistliche Musik gesungen hat. Auf diese Reisen freuten wir uns schon lange vorher; sie waren der Lohn für unsere oft schweren und langen Chorproben, obwohl wir, im Gegensatz zu unseren anderen Mitschülern in der Schule, die Herbstferien dafür opferten. Wir taten es gerne und unsere Klassenkameraden haben uns oft beneidet, wenn wir von unseren Reiseerlebnissen erzählten. Sicher ging nicht immer alles glatt, aber die Pannen waren meist gering und schnell vergessen; es sei denn, sie waren lustig und dann kann man sie bei unseren jährliche Treffen heute noch hören und sich königlich amüsieren. Am Ankunftsort fuhren wir immer zuerst zur Kirche, zum Ansingen mit Stell – und Sitzprobe für den abendlichen Auftritt. Danach die Quartierverteilung mit Quartierschein. Auf diesen mussten die Quartiereltern den Unterstufenschülern bescheinigen, daß die Mittagsruhe von ca. 1 Stunde eingehalten wurde. Das Ganze wurde von den Präfekten sorgfältig kontrolliert und überwacht. Es passierte auch schon mal, dass ein „Kleiner“ zusammen mit der Oma in einem Zimmer schlafen musste, nur gut wenn die nicht schnarchte. Die Wohnverhältnisse in dieser Zeit waren eben noch sehr beengt.

Die erste Auslandsreise nach Dänemark und Schweden brachte eine Menge neuer, großer Eindrücke und viel wichtige Erfahrungen. Sie war teilweise mit erheblichen Schwierigkeiten und Überraschungen verbunden, die von uns Jungen sehr viel abverlangte. Die traditionelle Ehrenrunde durch Laubach bei unserer Heimkehr mit Winken, Hupen und Läuten der Alumnatsglocke bedeutete, die „Wieber-Buwe“ sind wieder da.

Ein weiterer musikalischer Höhepunkt waren die Aufführungen von Passionen Messen, Oratorien und Kantaten, oft mit vier Solisten und Orchester in entsprechender Besetzung. Unsere Begeisterung hierfür war besonders groß und sie weckte in Manchem von uns den Wunsch, eines dieser Instrumente zu erlernen und so professionell zu beherrschen.

Das I-Tüpfelchen waren dann die A-capella-Rundfunkaufnahmen in der Laubacher Kirche. Sie verlangten von uns höchste Disziplin und vor allem viel Geduld, bis alles „im Kasten“ war. Ständige Wiederholungen (noch einmal bitte, und noch einmal bitte), da hatte ein Motorrad dazwischen geknattert, dort ein Köter gekläfft, das zerrte an unseren Nerven, weil selbst die Richtmikrophone solche Nebengeräusche nicht ganz eliminieren konnten. Die Qualitätsansprüche waren für meine Begriffe höher als heute, wo man solche Aufnahmen viel einfacher in Studios macht. Auf der anderen Seite waren die Rundfunkaufnahmen schon wichtig, aber der Umstände wegen von uns weniger geliebt.

In der Schule hatten wir keine Sonderstellung, sondern mussten auch da volle Leistung bringen. Nach Wochenendkonzerten war der Montag oft sehr anstrengend. Sonderbetruhe mittags war normal und verkürzte die Freizeit. Wir hatten uns daran gewöhnt und waren trotz allem mit unserem Alumnatsleben zufrieden.

Im Januar 1953 wurde an die Weihnachtsferien eine Woche Kohleferien angehängt, und so konnte ich meine kranken Mutter eine Woche länger betreuen und mit Musik erfreuen. Wieder einige Tage im Alumnat, riefen mich meine Geschwister wieder zurück; Mutti ging es sehr schlecht. Noch am gleichen Tag fuhr ich heim. Mutter war bereits im Krankenhaus und fragte: „wieso kommst Du schon wieder“? Meine Verlegenheitslüge: „Wir haben noch mal frei bekommen“ durchschaute sie wohl. „Ist es schon so schlimm mit mir“, fragte sie? „Ich muss mal den Arzt fragen“ war meine Antwort. Mutter



starb noch in der gleichen Nacht, bis zu ihrem Ende von meiner Schwester betreut. Wir vier Geschwister waren nicht ganz unvorbereitet, doch plötzlich ohne Eltern da zu stehen, war schwer zu begreifen. Verwandte begleiteten uns am Beerdigungstag in die Friedhofskapelle. Mit Beruhigungsmitteln vollgestopft machten wir einen relativ gefassten Eindruck. Als jedoch plötzlich völlig überraschend mein Chor zu hören war mit der Schützmotette: „Selig sind die Toten, die in dem Herren streben“, war es aus mit unser aller Fassung. Darauf waren wir nicht vorbereitet. Als der Sarg sich ins Grab senkte, erklang der Bachchoral: „Gloria sei Dir gesungen“! Diese Musik warf mich einfach um, doch sie konnte auch trösten und einen wieder aufbauen. Ich habe beide Stücke in meiner späteren Alumnatszeit noch oft gerne gesungen, aber manchmal blieb mir, beim Gedanken an damals, doch der Ton im Halse stecken. Zurück im Alumnat erfuhr ich von Adolf Wieber, dass die Alumnen darauf bestanden hatten, mir diesen Dienst zu erweisen, und dass sich zusätzlich sogar ein anonym Spender für die entstandenen Buskosten gefunden hatte. So waren die Singalumnen damals!

In der Schule fand man für meine Situation viel Verständnis, bis ich wieder halbwegs stabil war. Im Übrigen hatten wir eine wirklich tolle Klassengemeinschaft. In der Obersekunda waren wir sieben Singalumnen: Spatz, Suff, Max, Pucki, Zwiebel, Knips, Gangster und Jonny (Letzterer war ich); hinzu kamen drei „Gölz“ Alumnen (Paul – Gerhardt – Alumnen) und vier aus dem Friedrich Magnus Alumnat; also fünfzehn Alumnatschüler, dazu neun Jungen aus Laubach und Umgebung und nicht zuletzt fünf nette liebe Mädchen (Gisela, Nini, Wulle, Emmy und Pin), zwei davon Pfarrerstöchter. Wir waren die Klasse mit den meisten „Damen“, denen oft schon vor der großen Pause, bei so vielen Alumnen, das Frühstücksbrot „abhanden“ kam. Sie trugen es mit Fassung und für die Figur war es sowieso kaum schädlich.

Der Schulunterricht begann morgens für alle Schüler mit einer Andacht in der Aula. Danach lief der Unterricht wie in anderen Schulen ab, abgesehen von den Streichen, die uns viel Spaß machten. Gegen neue, originelle Streiche hatte Wieber nie etwas einzuwenden, sie mussten aber wirklich neu sein. Wir wussten aus seiner Laubacher Schulzeit, dass auch er kein Kind von Traurigkeit war.

Es war in der Obertertia, die halbe Aula war aus Schulraummangel in eine Klasse verwandelt. Ein Klassenaufsatz in Deutsch stand an. Der Lehrer verteilte die Arbeitshefte, das Thema stand an der Tafel und schon kamen Stimmen aus der ersten Reihe: „Herr Dr. Röschen (sein Spitzname: Roe) hier stinkt's“. Roe in solchen Fällen kurz angebunden: „Ich rieche nichts, weiterschreiben“! Keine Minute später wieder die gleiche Reklamation mit der Bitte das Fenster öffnen zu dürfen. Plötzlich ein Schrei von Roe: „Wie kommt der Hund hier rein, pfui Teufel!“ Alle erhoben sich „völlig ahnungslos“ einen Hundehaufen zu begutachten. Riesengelächter, erneut ertönt Roe: „Wie kommt der Hund hier rein?“ Plötzlich die Stimme von „Paula“ (Sohn eines Weinbauern aus Oppenheim und Gölz Alumne) das war sicher der Wolkenwitz!“ „Wer heißt hier Wolkenwitz“ war von Roe zu vernehmen? „Wolkenwitz ist der Köter der Flüchtlinge in der ersten Etage des Alumnates gegenüber im Hof“ war Paulas Erklärung. Roe wieder: „Zwei Mann zum Hausmeister und Eimer und Besen holen!“ Gesagt getan, sie kamen entsprechend bewaffnet zurück, streuten Sand über den Haufen und begannen zu kehren. Der Besitzer des Exkremments war mit bei dem Reinigungstrupp, fühlte sich einen Moment unbeobachtet, schnappte sich den Haufen und ließ ihn in seiner Hosentasche verschwinden. Das hatte Roe gesehen! Au weia, jetzt setzte es für alle an der Aktion beteiligten Ohrfeigen, aber wie! Was war passiert? Wir hatten dieses Prachtstück aus der Homberger Töpferei (es war sogar glasiert) vor dem Fenster deponiert und noch den Tafelschwamm darüber ausgedrückt. Der Deutschsaufsatz war gehalten!

Roe war damals unser Klassenlehrer, mit dem wir einen mehrtägigen Ausflug nach Dillenburg und Umgebung unternahmen. Am zweiten Tag sollte der Rückweg von Herborn nach Dillenburg zu Fuß bewältigt werden. Roe vorneweg, wir hinterher. An einem Kreuzweg im Wald waren wir unentschieden, sollte es links oder rechts weitergehen. Roe befahl nach rechts, wir waren der Meinung nach links. Roe, bekleidet mit Knickerbocker und Wickelgamaschen, zog los, begleitet von drei oder vier von uns. Der Rest wartete auf die Rückkehr des Spähtrupps aus der falschen Richtung. Fünf oder sechs wurde es zu langweilig und sie setzten sich ab auf die nahe Bundesstraße, fuhren per Traktor mit einem Bauern nach Herborn. Nach ca. 1 Stunde kam der Spähtrupp wirklich zurück, Roe war ziemlich zerknirscht ob seines Irrtums und weiter ging's in der linken Richtung. Angekommen in der Jugendherberge stellte er fest, dass die fünf sich unerlaubt selbständig gemacht hatten. Kurz darauf ruft er die Klasse zusammen und gibt den sofortigen Abbruch des Ausflugs mit entsprechend Folgen für die Übeltäter bekannt. Nach dem Abendessen konnte ich mit der Klassensprecherin ihn davon überzeugen, dass wir wenigsten noch die angemeldete Besichtigung der Dillenburger Kirche wahrnehmen und dann erst abreisen sollten. Roe stimmte zu, die fünf entschuldigten sich noch am Abend und wir gingen am nächsten Morgen zur Kirche. Die Führung des Kirchendieners war sehr gut. „Dafür werden wir uns mit einem Lied bedanken“ flüsterte ich Roe zu. Wir nahmen Aufstellung, ich gab die Töne an und wir sangen einen Choral, den wir gemeinsam schon im Schlosschor gesungen hatten. Ich muss dazu erklären, dass unsere Mädchen mit uns im Schlosschor sangen, desgleichen auch andere Klassenkameraden. Der Kirchenführer schüttelte den Kopf und sagte: „das habe er noch nie erlebt, dass eine ganz normale Schulklasse so wunderschön vierstimmig singen konnte“. Ein weiterer Choral folgte und schließlich Roeschens Lieblingslied : „Der Mond ist aufgegangen“ zum Abschluss. Unser Gesang war wirklich gut, so gut, dass Roe die Tränen in den Augen standen. Nun war er wieder stolz auf uns und der Ausflug nahm seinen geplanten Fortgang.

Roeschen war in meinen Augen eine Seele von Mensch, mit Fakultas für Englisch und Französisch, doch sein Latein – Geschichts- und Deutschunterricht waren, ob seines großen Wissens, noch besser. Man durfte ihn nur nicht reizen, denn dann konnte er so wütend werden, dass es Ohrfeigen setzte.

Der letzte Klassenausflug vor dem Abitur sollte nach Berlin gehen. Weil aber der zugesagte Reisekostenzuschuß plötzlich ausblieb, platzte dieses Vorhaben. Unser Englisch- und Erdkundelehrer Stud. Dir. Heinz Hagemann (Henry) war seit Obersekunda unser Klassenlehrer. Radausflüge waren seine Spezialität. Als wir morgens in die Klasse kamen, überraschte uns eine Zeichnung an der Wandtafel. Radreise von Laubach nach Rüdesheim (150km), Rückweg 110 km. „Henry“ machte uns die Tour so schmackhaft, dass wir Feuer und Flamme waren. Die nächste Stunde war Geschichte beim Chef, OStDir. Dr. Hildebrand. „Was ist das für eine Zeichnung?“ „Unsere nächste Klassenfahrt“, gab ich als Klassensprecher zur Antwort. Er guckte und guckte:“ Rüdesheim? Das kommt auf keinen Fall in Frage!“ Murren, Raunen und Protestmienen waren unsere Reaktion. „Warum denn nicht“? unsere Frage. „Nein auf keinen Fall“, kam erneut von vorne. Schließlich einigten wir uns auf ein „echtes Gespräch“ mit ihm im seinem Zimmer für den nächsten Tag.

Dr. Hildebrand kam als Hauptmann aus dem Krieg und so war manchmal auch sei Ton im Umgang mit uns. Er war nicht unbedingt der Freund der Singalumnen, denn wir hatten eine starke Fraktion in der Schulgemeinde. Wenn es darum ging etwas durchzusetzen, standen auch die Schüler der anderen Alumnote hinter uns und umgekehrt. 2/3 unsere Klasse waren Alumnen, eine starke Position, und der Rest der Klasse stand auch hinter uns. Hildebrand hatte Mitschuld an dem Ausbleiben

des Reisezuschusses, wir waren sauer. Nini und ich, unterstützt von Klas (Gözl Alumne) zogen also zum „echten Gespräch“. Langer Rede kurzer Sinn, er gab uns doch noch die Genehmigung. Nur mussten wir versprechen, dass es in keinem Fall zu irgendwelchen Problemen, egal welcher Art, auf dem Ausflug kommen dürfe. Das fiel uns nicht schwer zu versprechen, weil unsere Klasse einfach „Klasse“ war.

21 Schülerinnen und Schüler plus Lehrer, bewaffnet mit gelber Bommel an grüner Strickmütze mit gelbem Streifen machten sich morgens um 6:00 Uhr per Fahrrad auf den Weg und erreichten nach 150 km am Abend Rüdesheim. Der Rückweg mit 110 km wurde ebenfalls unfallfrei bewältigt. Die Tage dort, Kampieren auf Stroh im Zelt des Jugendherbergsgartens, waren herrlich wie das Wetter. Eine Dampferfahrt nach Bingen und andere umliegende Sehenswürdigkeiten rundeten das Programm ab. Unseren Henry setzten wir in der Weinkellerei „Asbach“ auf ein Weinfäß und sangen dazu mit unserem Männerchörchen: „Zu Rüdesheim in der Drosselgaß!“ Auch hier hinterließ unser Gesang einen guten Eindruck, der mit einem Umtrunk belohnt wurde.

Ein letzter Scherz von vielen war der mit der Autohupe. Unser Ex-Klassenkamerad Bobby besorgte uns aus dem Ersatzteillager seines Vaters eine 6 Volt Autohupe. Die bravourösen Techniker unserer Klasse bastelten eine Anlage zusammen, die es ermöglichte zu hupen, wenn der Kontakt unter dem Tischbein unserer Bank unterbrochen wurde. (Einfach die Bank mit dem Knie anheben) Die Verkabelung wurde derart geschickt in die Ritzen zwischen die Dielen verlegt, dass wirklich nichts zu sehen war, nur etwa 10 cm innen am Ofenbein. Von dort ging das Kabel durch den Ofen, durch das Ofenrohr und dann in den Schornstein. Hier baumelte die Hupe. Der Ofen stand an der rechten Wand zum Flur, wo unsere Mädchen saßen; der Tischkontakt genau entgegengesetzt am letzten Tisch in der entlegensten Ecke des Raumes. (Wochenendarbeit) Am Montag nun hupte es plötzlich während des Unterrichts. Studienrat Stephan, am Tisch vor uns Schülern sitzend, sagte ganz ruhig und trocken: „Stellt das Hupen ein!“ Wir stellten das Hupen nicht ein. Stephan fuhr in seinem Lateinunterricht fort, ohne sich um die Störung zu kümmern. Das machte uns nun keinen Spaß mehr; wir stellten das Hupen ein. Nächste Stunde bei Papa Fischer Mathematik. Auch er ermahnte das „Konzert“ einzustellen, zunächst wieder ohne Erfolg, ansonsten hielt er es wie sein Vorgänger und fuhr im Unterricht fort. Auch wir reagierten wie gehabt. In der Pause erfuhren wir aus den Klassen über und unter uns, daß dort die Hupe bei anderen Lehrern mehr Spaß erzeugt hatte als bei uns. Verpetzen konnte uns trotzdem keiner, denn nur unser Klasse wusste Bescheid. Neben anderen Lehrern erschien zum Französischunterricht Dr. Röschen. Er hatte den Terror schon in der Klasse unter uns erlebt und bemühte sich festzustellen, wo der Krach herkam. Der Ofen war ihm suspekt und deswegen ging er wütend auf unsere Mädchen zu, schrie sie an: „Sofort aufhören!“ Es hupte weiter! Er lief vor Wut rot an und schrie wieder: „Wer von Euch macht das hier?“ Klas und ich hoben in der entgegengesetzten Ecke die Hand. Er sah uns aber nicht, weil er voll auf die Ofenecke konzentriert war. Wir stellten in dieser Stunde das Hupen ein, wir hatten Angst um unsere Mädchen. Der Unterricht war in den drei Klassen, die an diesem Schornstein hingen, an diesem Tag mehr oder weniger lustig, aber gestört. Einen Tag Hup - Pause, dann meldete sich die Hupe mal wieder, nicht ganz so intensiv. Von unserem liebenswerten Hausmeister, Opa Thier, erfuhren wir dann dessen folgende Beobachtung. Man bat ihn, der Sache nachzugehen, aber auch er fand nichts Auffälliges. Nachmittags erschienen die Herren Fischer, Stephan und Röschen und ließen ihrer kriminalistischen Fantasie freien Lauf; nach einer halben Stunde die Entdeckung des Stückchen Kabels an dem inneren Ofenbein. Opa Thier ließ sie wursteln und spiezte nur immer mal durch die Türe. Die Herren lagen auf dem Boden, suchten die Leitung und nahmen schließlich den Ofen und das Ofenrohr auseinander, bis sie

schließlich das „Korpus-Delikti“ hatten. Strahlende Gesichter, aber wie sahen die drei aus. Schwarz an Händen im Gesicht, die Klamotten ebenfalls. Auf solche Arbeiten waren die „Kriminalisten“ nicht vorbereitet. Opa Thier: „Als ich die drei so stehen sah, fiel mir vor Lachen fast die Pfeife aus dem Mund. Zunächst verzogen die drei keine Miene, fingen dann aber doch auch herzlich an zu lachen.“ Die ganze Sache brachte Klas und mir zwei Stunden Arrest ein, den wir nicht einmal absitzen mussten, verursacht durch einen Versprecher bei der Uhrzeit durch Papa Fischer.

Die Oberprima sollte im Februar 1951 unüblicher Weise bei Frau Dr. Neubauer, genannt Kräuterweibchen, eine Klassenarbeit schreiben, um die Abiturnote festzulegen. Klassenarbeiten in Bio gab es praktisch nicht. Darum war das den Herren, alle meist schon über 21 Jahre, nicht so recht. Die Arbeit sollte außerdem über mindestens zwei Stunden am Nachmittag geschrieben werden. Es musste was passieren. Nach dem Krieg mussten alle Jungen über 18 Jahre „freiwillig“ zur Feuerwehr, denn viele jungen Männer waren im Krieg geblieben. Das war die Lösung. Der Klassenraum befand sich im obersten Geschoß des heutigen Heimatmuseums zur Straße hin. Nachdem die Themen bekannt waren, sollte es Feueralarm geben. Schlappes und ich standen gegenüber hinter dem Bröckelmann'schen Haus mit einer Trompete. Das Zeichen zum Blasen war das Öffnen eines Fensters. Wir hatten kaum Stellung bezogen, schon öffnete sich das Fenster! „Auf, Schlappes blas!“ Er blies laufend einen Quartensprung, etwa dem der heutigen Martinshörnern gleich. Dann kam ich dran. Meine Blaskünste waren nicht ganz so erfolgreich, darum musste Schlappes wieder dran. Ich beobachtete aus unserem Versteck die Eingangstüre, die auf die Treppe vor das Haus führte. Damals war der Haupteingang noch von der Straße. Doch ich sah niemand; „Auf Schlappes, blas weiter“ war meine Aufforderung und er blies, was die Luft hergab. Als sich immer noch keiner zeigte, gaben wir auf, denn Nachbarn riefen schon: „Was soll der Krach da!“ Mit hängendem Kopf und versteckter Trompete machten wir uns auf den Weg zum Alumnat. Es musste was schief gelaufen sein. Auf dem Schlosshof angekommen, schon großes Gejohle, alles prima geklappt. Die acht oder zehn Primaner waren im Arbeitsraum 1 und informierten sich über Lösungen der Aufgaben. Wir waren bass erstaunt: „Wieso seid ihr denn schon hier?“ Sie waren bereits beim ersten Trompetenton aufgesprungen, schrien Feuer und waren verschwunden, ehe wir überhaupt um die Ecke geguckt hatten. Nach zwanzig Minuten trotteten alle zurück zu Bioarbeit mit dem Kommentar, es sei Fehlalarm gewesen. Die Bio Noten fielen durch die Bank zufriedenstellend aus.

Zum Schluß noch eine Geschichte, die auch nicht nur uns Singalumnen betraf. Der Laubacher Sportverein legte seinen neuen Sportplatz am Waldhaus an. Hierzu wurden alle Vereine, vor allem die Jungendlichen, aufgerufen, freiwillig zu helfen. Auch ältere Singalumnen fühlten sich angesprochen und halfen, bewaffnet mit Hacke, Schippe und Spaten. Als Dank dafür fuhr der Vereinsvorsitzende einen VW-Bus mit Oberstüflern am Faschings Dienstag nach Gambach zu einem Ball. Vier Singalumnen an Bord, Sigi, Collie, Schlappes und der Gambächer, letzterer als Saxophonist in der abendlichen Tanzkapelle. Der Urlaubsschein lief um 24:00 Uhr ab, doch der Bus, der die Truppe wieder nach Laubach holen sollte, konnte nicht fahren. Glatteis! Das Wetter war umgeschlagen, es gab Regen und damit spiegelglatte Straßen. Da saßen sie nun bei Mutter Liller in Küche und Hausflur wie auf heißen Kohlen, nur Kurtchen Keller aus Lardenbach saß seelenruhig auf dem Saxophonkoffer und sang: „Am Aschermittwoch ist alles vorbei!“ Im Alumnat war es bereits Zeit zum Aufstehen, als das Telefon klingelte und Wieber die Nachricht entgegen nahm, „es ist Glatteis, wir sitzen noch bei Frau Liller in Gambach“. Wieber unterbrach sofort: „Wo seid Ihr?“ „In Gambach“ kam die Antwort. Wieber: „Präfektur abgesetzt“ und den Hörer aufgeknallt; Sigi und Gambächer waren nämlich Präfekten. Das war keine gute Nachricht und die Delinquenten befürchteten alle von der Schule zu fliegen.



Auf der Heimfahrt so gegen 8:00 Uhr machten sich einige schon Gedanken, wie sie das Ihren Eltern beibringen sollten. Letztlich gab es für alle von der Schule einen strengen Verweis, nach einer wohlwollenden Abstimmung im Kollegium. Dr. Hildebrand konnte damit eine strengere Bestrafung der Schüler nicht durchsetzen. Im „echten Gespräch“ wollte er später den beiden Singalumnen wegen sittlichen Fehlverhaltens die Zulassung zum Abitur verweigern. Gambächer meldete sich zu Wort: „Herr Direktor, ich würde mir das an Ihrer Stelle noch einmal gut überlegen, denn Sie müssten uns hier für ein weiteres Jahr ertragen“! Die Zulassung wurde erteilt. Im Alumnat wurden die Präfekten Sigi und Gambächer erst später vom Dienst beurlaubt, wegen verstärkter schulischer Belastung vor dem Abitur. Eine pädagogisch richtige Entscheidung, denn die Kleinen hatten von der Panne mit den großen Singalumnen gar nichts mitbekommen. Ich hatte Glück, nicht mit von der Partie gewesen zu sein, und wurde neuer Chorpräfekt.

1949 war die Paul – Gerhardt - Schule im Backsteinbau untergebracht, davon zwei oder drei Klassen im Friedericianum. Wegen der rapide steigenden Schülerzahl entschloss sich die Kirche zunächst den vorderen Bau (heute Bürgermeisterei) zu erstellen. Der Zwischenbau mit seinen 6 Klassenzimmern entstand erst 1955; dazu wurde der Anbau am Backsteinbau, bestehend aus Hausmeisterwohnung, Lehrer – und Rektorenzimmer, abgerissen. Schade für Opa Thier, der in Rente ging und damit gab auch die Schulglocke ihren Dienst auf. Sie hing außen an der Schule in etwa vier Meter Höhe und gab den Schultakt, Beginn, Pausen und Ende des Unterrichts an.

Singalumnen hatten immer Hunger und nicht nur zur Kirschenzeit. Es war schon fast dunkel, wir hatten mit ca. zehn Jungen die Kirschbäume rechts neben der Ulmenallee besiedelt. (Der Weg vom Schloßpark am Schmierschen Haus vorbei zum Ramsberg) Plötzlich ein dauerndes Räng – Räng, die Dynamo - Handbetrieb- Taschenlampe war zu hören. Dieses Gerät gehörte dem „Alten“. Einige ließen sich zu Boden fallen, wollten abhauen, doch sie waren entdeckt. „Sofort stehen bleiben“ ertönte es laut durch den Abend. Wiebers praktische Lichtmaschine warf aber nur ein sehr schwaches Licht, und das auch nur bei ständigen Kurbeln. „Hier her kommen, das ist ein Befehl“! Schließlich hatte er drei Singalumnen und zwei andere Alumnen am Schlafittchen. Mindestens ebenso viele saßen noch mucksmäuschenstill auf den Bäumen und rührten sich nicht. Nachdem der „Alte“ mit seinen „Gefangenen“ abgezogen war, rutschten wir von den Bäumen und rasten um den Schlossgarten herum durch den Obergarten zum Alumnat zurück, um vor den „Verhafteten“ dort zu sein. Die Strafe fiel mäßig aus. Später erzählte er uns, dass er an unseren nassen Schuhen sofort gesehen hatte, dass auch wir dabei gewesen sein mussten. So war unser „Alter Herr“.

An einem außergewöhnlich warmen Tag im März gab Wieber vor dem Abendessen mit ernster Miene folgende Mitteilung heraus: Im Monat März ist das Liegen auf den Wiesen sehr gefährlich, auch dann, wenn man einen zweibeinigen Ofen dabei hat. Der Betroffene lief rot an, die Freunde grinnten und die Kleinen hatten es eh nicht verstanden. Wieber hatte diesen herrlichen Tag auch für einen Spaziergang über den Ramsberg genutzt und dabei Beobachtungen gemacht, die ihn zu dieser Mitteilung veranlasste. Wegen der vielen Konzertauftritte, sollten wir uns vor Erkältungen immer in Acht nehmen. Schon 1950 sangen wir die achtstimmige Doppelchormotette „Singet dem Herrn ein neues Lied“ von J.S. Bach. Für gut 30 Sänger eine große Leistung; da wurde wirklich jede einzelne Stimme gebraucht.

Für unsere Gesundheit war besonders im Frühjahr und Herbst Dr. Werner Ammon der Alumnatsarzt zuständig. Wenn Erkältungskrankheiten in der Bevölkerung grassierten, wurden wir mit Pillchen

versorgt, vielleicht sogar Placebos, die aber ihre Wirkung nicht verfehlten. Er war bekannt für sicheren Diagnosen; tauchten wir morgens mit schmerzverzerrtem Gesicht in der Praxis auf, genügte ein Blick für die Therapie:“ Geh‘ hoch zur Herta (seine Frau), trink Kaffee und iss was Ordentliches, dann ist die Lateinarbeit geschrieben. Es konnte auch eine Mathearbeit oder etwas ähnliches sein. Er hatte viel Verständnis für seine Buben und war uns ein echter Freund. Im Alumnat war mit Krankfeiern auch nicht viel drin. Frau Wieber, die sich hier um die leichteren Fälle selbst kümmerte, besonders bei den Kleinen, hatte meist Thermometer und Rizinus gleich dabei; das trennte schnell Scheinkranke von echten Kranken. Frau Wieber war eine bienenemtsige liebe Frau! Aus heutiger Sicht aber einfach überfordert. Die Unterstufenschüler wurden von ihr mütterlich betreut, obwohl sie eher die Großmutter hätte sein können. Wir haben damals ihr Arbeitspensum völlig unterschätzt und unterbewertet. Besonders hektisch ging es vor Konzerten und Konzertreisen zu, doch sie bewältigte alle diese Situationen.

Es war schon eine sehr große und nicht einfache Aufgabe, ständig einen konzertreifen Chor zu haben, trotz Abgängen durch Abitur, Ausfall durch Stimbruch und Neuaufnahmen, besonders von Septimanern und Sextanern. Bereits achtzehn Monate nach der Gründung stand auf dem Konzertprogramm die achtstimmige Doppelchormotette „Singet dem Herrn ein neues Lied“ von J.S. Bach; eine wirklich tolle Leistung Wiebers mit seinem neu gegründeten Knabenchor. Aufführungen wie das Weihnachtsoratorium, die Johannespassion (beide von Bach) oder der „Messias“ von Händel und das Brahms-Requiem wurden immer gemeinsam mit dem Schlosschor aufgeführt. Hierfür war der Chor in den ersten Jahren zahlenmäßig einfach noch zu klein, dafür aber immer stimmführend. Diese Aufführungen, nicht nur in Laubach, mit großen Orchestern waren für uns jeweils ein ganz besonderes Erlebnis. Die Anforderungen waren hoch, doch die guten Erfolge waren unser Lohn.

Die Erstaufführung von Kurt Hessenbergs Motette: „Herr, mache mich zum Werkzeug deines Friedens“, fand in der Frankfurter Katharinenkirche statt. Bei der Einstudierung taten wir uns zunächst schwer, später war es eine unserer Lieblings – Motetten, die wir mit großer Begeisterung sangen. Die Aufführung ging im Beisein von Hessenberg mit unserer ersten Fernsehaufzeichnung einher. Hessenberg war begeistert und lobte uns sehr.

An einen besonders hektischen Sonntagmorgen kann ich mich noch erinnern. Wir sangen „Live“ um 8:30 Uhr in der HR Morgenandacht (Sendesaal), um 10:30 Uhr bereits im Gottesdienst in der Dreikönigskirche in Sachsenhausen. Solch enge Termine gab es schon hier und da. Daß wir an einem Vormittag in zwei Gottesdiensten auftraten, war keine Seltenheit. Was das für uns Sänger an Disziplin und Konzentration bedeutete, kann nur jemand beurteilen, der selbst so etwas bewerkstelligt hat. Und trotzdem machten wir gerne mit.

Vornehmlich in den Wintermonaten bildeten sich ohne irgendwelche Beeinflussung von außen, Gruppen, die sich selbst musikalische Aufgaben stellten. Z.B ein kleiner Madrigalchor, Duos, die vierhändig Klavier spielten, oder ein Instrumental – Quartett, dazu ein Chor-Doppelquartett, die im Hause, aber auch außer Haus bei befreundeten Familien musizierten. Solche Aufführungen machten uns besondere Freude und zeigten, dass wir einfach gerne mit der Musik lebten.

Gerade auch dieses gemeinsame Musizieren schweißte uns zusammen. Unser Musikinteresse war durchaus nicht einseitig. Es gab eine kleine Band, (Klavier, Schifferklavier, Saxophon, Klarinette, Gitarre und Schlagbass) die zu Schulbällen, Festen und bei privaten Treffen auftrat. Die Proben fan-

den selten im Alumnat, sondern meist im Schützenhof oder in der Schule statt. Auch in dieser Band war ein ständiger Wechsel durch ausscheidende Abiturienten vorprogrammiert. Wir zogen uns den Nachwuchs selbst, unsere Musik kam an, und in den Sommerferien hatten wir hier und da Engagements, um unser Taschengeld aufzubessern.

Das gräfliche Haus veranstaltete von Zeit zu Zeit im „Blauen Saal“ (heute in die Bibliothek integriert) Hauskonzerte mit hochkarätigen Künstlern dieser Zeit! Z.B.: Professor Helmut Winschermann (Oboe); Professor Hölscher (Cello) mit Günter Ludwig (Flügel); Denes Csigmondi (Violine); Pauline Raphael mit Werken Ihres Mannes (Flügel); Prof. Dr. Michael Schneider (Orgel und Flügel) und die Harfenistin Rose Stein. Die Aufzählung erhebt keinen Anspruch auf Vollständigkeit, sie könnte lange fortgesetzt werden. Die Konzertbesucher stiegen die Treppe im Türmchen hoch, landeten dann im „Roten Saal“ (unserem Spielsaal), entrichteten ihren Obolus und betraten von hier aus den „Blauen Saal“. Wenn die Zuhörer Platz genommen hatten, durften wir in beschränkter Zahl (soweit noch Platz war) mit unseren Holzhackern einziehen und die letzten Lücken füllen, um den Konzerten „Eintritt frei“ lauschen zu dürfen. Eine besondere Ehre war es, wenn einer von uns die Noten am Flügel oder der Orgel umblättern durfte. Hoch begehrt waren nach dem Konzert die Autogramme der Künstler. Dieser fast hautnahe persönliche Kontakt zu diesen bewundernswerten Künstlern war schon ein ganz besonderes Erlebnis für sich, denn normalerweise hätten wir uns solche Konzerte schon rein finanziell nicht leisten können; sie waren immer ein Ansporn für uns, selbst fleißig Musik zu betreiben.

Im April 1956 stand das Abitur vor der Türe. Das „Schriftliche“ war im Januar erledigt, nur das „Mündliche“ musste noch bewältigt werden. Wir waren 21 Abiturienten, deshalb sollten die Prüfungen über zwei Tage verteilt werden. Das passte uns nicht und wir baten darum, es doch an einem Tag zu erledigen. Die Konferenz stimmte dem zu mit der Auflage, dass sich die Prüfungen bis in den späteren Abend hinziehen könnten. So wurde es dann auch. Pucki und ich mussten abends unsere 1 in Musik nachweisen. (Jede 1 musste damals noch im „Mündlichen“ verteidigt werden.) Pucki kam zuerst dran mit „Richard Wagner und den „Meistersingern; eine Aufgabe, die er einwandfrei löste. Mein Thema war J. S. Bach, für mich damals kein Problem. Adolf Wieber, der mich zu prüfen hatte, ließ sich wieder einmal etwas besonders Überraschendes einfallen. Er stellte mir zum Schluss der Prüfung die Aufgabe, unseren Chor jetzt eine Bachmotette singen zu lassen (zu dirigieren). Ich war völlig ahnungslos und daher leicht schockiert. Wie sollte das denn gehen? Wieber: „der Chor ist bereits im Hause“! Er gab mir die Noten der achttimmigen Doppelchormotette „Der Geist hilft unsrer Schwachheit auf“. Auf der Bühne zog der Chor ein und nahm Aufstellung. Ich gab gerade die Töne an, da kam die Zwischenfrage des fremden Prüfers: „Wann hat der Prüfling diese Motette das letzte Mal dirigiert? Wieber: „Auf diese Frage war ich vorbereitet, vor fast neun Monaten, und mein Sohn hat heute mittag mit dem Chor kurz geprobt!“ Ich durfte nun beginnen und der Chor folgte mir aufmerksam. Nach dem ersten Teil schlug ich ab und bat darum, die Schlussfuge „Alles was Odem hat lobe den Herren“ aus der Bachmotette „Singet dem Herrn“, die wir zur Zeit einstudierten, noch gerne singen zu lassen. Das wurde akzeptiert und der Chor sang mit einer Begeisterung, dass es sogar Applaus gab. Ein einmaliges und unvergessliches Erlebnis in einer Abiturprüfung. Adolf Wieber verstand schon, Akzente zu setzen.

Abitur bestanden bedeutete Abschied nehmen von der Kantorei, eben von meiner zweiten Heimat, einer beliebten Einrichtung der EKHN. Wir hatten viele Brüderpaare, ja sogar mehrfach drei Jungen aus einer Familie im Chor und bei weitem nicht nur Pfarrerssöhne. Das später teils so um-

strittene Präfektensystem der Selbsterziehung (mit guten Vorbildern) kann daher zu meiner Alumnatszeit gar nicht so schlecht gewesen sein, auch und gerade weil manchmal fast eine „Feuerzangen – Atmosphäre“ herrschte. Mir hat sie gut getan und ich fand viele Freunde fürs Leben; Freundschaften die heute noch intensiv gepflegt werden. Und wie könnte es anders sein; Laubach ist für mich und meine Familie seit 40 Jahren wieder zur neuen Heimat geworden.

\* \* \*

Nach meiner Zeit zog die Kantorei 1961 in ein neu gebautes Alumnat unter der Leitung von Georg Goebel, dem ehemaligen Dirigenten des Lübecker Knabenchores. Unter seiner Stabführung erreichte die Laubacher – Kantorei Mitte der sechziger Jahre ihren Höhepunkt. Danach folgten jeweils für ca. ein Jahr die jungen Dirigenten Hans - Michael Beuerle (1972) und Dieter Kurz (1973) bis Dr. Heinz Rudolf Meier (heute Leiter der Wuppertaler Kurrende) 1974 die Leitung übernahm. Für die letzten 20 Monate trat Dr. Conrad Jürgen Kleinicke an, um die Laubacher Kantorei mit dem Wiesbadener Knabenchor zu vereinen. Die Kantorei schloss 1981, die Vereinigung blieb Wunschdenken.

Der Freundeskreis ehemaliger Singalumnen, z.Zt. 116 Mitglieder, hält die Tradition in Laubach mit jährlichen Treffen noch aufrecht. Der Sonntagsgottesdienst wird dann nur von Ehemaligen gestaltet, vom Pfarrer, über den Prediger, bis zum Organisten und schließlich unserem kleinen Männerchor. Wir veranstalten Kirchenkonzerte, z.B. mit dem Dresdner Kreuzchor und anderen namhaften Chören und unterstützen mit unseren Beiträgen den Förderverein des Dresdner Kreuzchores. Singefreizeiten mit Auftritten in anderen Kirchen ergänzen unsere Aktivitäten. Und somit schließt sich der Kreis, dass die Singalumnen nach wie vor eine eingeschworene Gemeinschaft sind und waren.